

Berliner Fuhrleute.

Diese zerfallen, ihrer geschäftlichen Bestimmung nach, in drei verschiedene Klassen, in Charlottenburger, Fiaker und Sandbuben. Wie dieselben sich auch in ihrem Charakter und in ihrer Ausdrucksweise unterscheiden, wird der geneigte Leser bald erkennen, wenn er die nachfolgenden flüchtigen Skizzen an seinem Auge vorübergehen läßt.

Charlottenburger.

Unter diesem Namen sind diejenigen Fuhrleute bekannt, welche mit ihren Wagen vor dem stolzen Brandenburger Thore halten und das Publikum nach Charlottenburg fahren. Dieser freundliche Ort liegt zu Ende des Thiergartens und wird von den Residenz-Bewohnern zu allen Jahreszeiten lebhaft besucht. Er hat eine schöne breite Straße mit zahllosen Gasthäusern und öffentlichen Gärten, ein Schloßtheater, einen Polizei-Commissarius und mehrere Gensd'armen. Man genießt hier, so zu sagen, die freie Luft, darf nicht rauchen, mustert gegenseitig die Kleidung, amüsiert sich auf solche Berlinische

Weise bis die Sonne untergeht, und fährt dann wieder nach der Stadt zurück, deren Siegesgöttin alle Heimkehrende mit dem Rücken willkommen heißt.

Die Charlottenburger sind, ohne dem Straßenpöbel zu nahe treten zu wollen, unstreitig die roheste Klasse aller Berliner Plebejer. Bei ihnen schimmert nicht einmal, wie bei den Eckenstehern, durch ihren physischen und geistigen Schmutz die Gemüthlichkeit durch, sondern sie sind das vollständigste personificirte Register aller Gemeinheit. Saufen, Spielen und Gedankenstrich —, so heißen ihre Tugenden, in denen sie sich täglich zu vervollkommen suchen, und ihre blassen Gesichter und todten Augen sind das sprechendste Bild innerer Nichtswürdigkeit.

Ihr Umgang untereinander ist ganz charakteristisch. Maulschellen sind bei ihnen Versicherungen der Freundschaft, sich Fußtritte geben heißt bei ihnen höchstens: unangenehm werden, und wenn sie sich Augen aus- und Arme und Beine entzweischlagen, so grollen sie miteinander. Von dem vielen Anschreien haben sie eine widerlich heifere Stimme bekommen, und es ist, wenn auch komisch, eben nicht angenehm, ihre verschiedenen Exclamationen zu hören, von denen ich hier einige mittheilen will.

„Lude! heßt De schonst heute zu ne Priße Toback verdient? Bei det schlechte Wetter kommt keen Mensch un keen Dohse, ick sitze hier ganz alleene!“

„Na suchen Se doch nich so lange um det bissen Geld. Joseph! leichte mal hier her mit de Luterne, der Baron hat een Sechser verloren!“

„Kilian! mach' de Sike reene, Schaafskopf! wollen wir spielen.“

„Wisch mal hier den Dreck wech, Pamuffel! Aber nimm Dir in Acht, det De Dir nich drunter vermengeliest!“

„Talbot! nimm mal den Proppen ab, laß mir Eenen runterwürgen!“

„Loof mal da unter die Heerde Rindvieh, Gottschalk! Aber mach Dir een Zeechen, damit wir Dir wieder raus finden!“

„Erischtjan! hier woll'n se Keilerei haben! ick habe aberscht Anhang; die ganze Schocke steht mir bei!“

„Hat Keener keenen Schwamm nich?“ — „Ne haben dhuen hab' ick keenen, aber kriegen kann et sind, det ick welchen dhue!“

„Madamken! mit den Keerel fahren Se nich, den sein Wagen stückert Ihn zusammen wie Karmnade! Fahren Se mit mir, bei mir wer'n Se jut usgehoben.“

„Lude, Dein Pferd —! Seh' Dir drunter un seh' nach 'n Himmel!“

„Heda, Herr Jeaf! Sein Se doch keen Theeskeffel und setzen Se sich in den seine Nusschaale. Komm'n Se bei mir, hier könn'n Se vor 3 Silberroschen eine Kalesche jenießen!“

„Mein Wagen is schon ganz voll! Gehen Se da hinten hin nach den Schimmel, det is mein Vater!“

Und so weiter, und so weiter. Lassen sich ein paar Personen in ihrer Nähe sehen, so umzingeln sie dieselben und offeriren ungestüm ihre schlechten Wagen; ist dies aber nicht der Fall, so trinken sie zusammen oder setzen sich in einen ihrer Rippenbrecher und spielen Karten. Dabei fallen natürlicherweise Streitigkeiten vor, die aber bald durch Faustschläge und andere Real-Injurien wieder beseitigt werden.

Mit ihren Pferden, im Militärdienst grau geworden und bei den Auktionen auf dem Dpernplaz für ein Billiges erstanden, gehen sie mehr als unmenschlich um. Man sieht nicht selten einen Wagen, in welchem 12 Personen sitzen, von solch einem unglücklichen Thiere gezogen, dem die Rippen über eine halbe Elle hervorstehen. Damit jagen sie nun hinaus und zurück, füttern ihre Pferde homöopathisch und trinken dafür allopathisch Branntwein. Abends, nach vollbrachtem Tagewerke, gehen sie in gemeine Häuser und bringen ihren Verdienst durch.

Ihr Lieblingslied ist:

Branntwein drinken, Schaaskopp spielen,

Det is mein Plaisir

Uf de Wagens hier.

Derel fressen, Wasser soofen

Muß mein Pferd, un düchtig loofen:

Denn bringt's Froschens mir;
Det is mein Plaisir!

Knuffen, buffen, Toback roochen,
Det is mein Plaisir
uf de Wagens hier.

Gene lumpijte Perschon
Fehlt hier blos noch, Herr Baron,
Fahren Sie mit mir!
Det is mein Plaisir!

Genen Dag wie alle Dage,
Det is mein Plaisir
uf de Wagens hier.
Un jehts endlich mal zum Himmel,
Reicht mir Petrus einen Kümme! :
Bruder, biste hier?
Det is mein Plaisir!

Fiaker.

Die zunehmende Bevölkerung und Cultur Berlins und der gesteigerte Verkehr von Fremden, welche die Eisenbahnen und die jetzige geistige und politische Bedeutsamkeit der preussischen Residenz herbeilocken, haben die sechszig engen, unbequemen und erschrecklich langsamen Einspänner, Droschken genannt, verdrängt und an ihrer Statt gegen tausend Fiaker in Bewegung gesetzt. Ist diese nun auch nicht so schnell wie die Wienerische, wo alle Bewegung in den Fiakern zusammengedrängt ist, so erfüllen sie

doch billige Ansprüche für einen außerordentlich billigen Preis, und haben den großen Vorzug vor ihren süddeutschen Collegen, daß Derjenige, welcher statt der eigenen zwei, vier oder acht fremde Füße benutzen will, nicht erst zu seilschen braucht. Die treffliche Berliner Polizei hat den Fiakern eine Tare gesetzt, welche sie nie überschreiten dürfen, ihnen mithin jede Willkühr abschneidet, und den Fremden der oft so unangenehmen Begegnungen mit solchen ungebildeten Leuten überhebt.

Eben durch diesen geringen Verkehr mit dem Publikum, und theils durch ihre Jugend als specieller Stand, entbehren die Berliner Fiaker aller Eigenthümlichkeit. Sie sind nicht fröhlich, nicht traurig, nicht besonders höflich, nicht besonders grob, nicht roh und nicht polirt, nicht so dumm, daß sie sich foppen ließen — das thut kein einzelner Berliner! — und nicht so gewist, daß sie Andere foppen könnten. Sie haben ihren bestimmten Lohn, ihre bestimmte Zeit, ihre bestimmte Frau oder Liebste, und rechnen so bestimmt auf einen monatlichen Ueberschuß durch Trinkgelder und durch ihr schlechtes Gedächtniß, welches sie zuweilen die Marke an den Passagier zu geben versäumen läßt, daß sie kaum eine heitere Miene zeigen, geschweige sich lebhaft bedanken, wenn man ihnen statt der gesetzlichen fünf Silbergroschen noch einen liberalen sechsten in die

große Hand legt. Eben so wenig aber merkt man einem Fiaker Verdruß ab, wenn ihn ein Passagier von süßer Unterhaltung mit einem braunwangigen und rotharmigen Dienstmädchen abruft, oder wenn er sein Glas Weißbier nicht austrinken darf, das er so eben vor einem Victualienkeller, deren es in Berlin Tausende gibt, an den Mund setzt; oder wenn er seinen Kameraden eben eine höchst wichtige Mittheilung machen wollte, die nun, auf wer weiß wie lange, unterbrochen wird, oder endlich, wenn er seinem in freundschaftlicher Hochachtung zugethanen Pferde den Futtersack wieder abnehmen muß, den er ihm so eben vorgebunden hatte. Es ist einmal seine Pflicht, zu fahren, sein Schicksal, gestört zu werden. Wann, wie, wo und was? diese Fragen existiren für ihn fast gar nicht. Er kann Hunger und Durst, Wind und Wetter ertragen; die Liebe macht ihm auch wenig Qual; er fährt „die Menschen“ zu Reisen und zu Vergnügungen aller Art, ohne zu murren, und dämmert ja ein Mal ein Gedanke an seine Sklaverei in der Seele auf, so zieht er die Augenbrauen zusammen, klopft seinem Pferde den Hals und sagt zu ihm: „Dir geht es noch schlechter als mir, Hans, nicht wahr?“ Das Pferd nickt mit dem Kopfe, der Berliner Fiaker ist beruhigt, setzt sich wieder auf den Bock und schaut theilnahmlosen Blickes in die bunte Welt hinein.

Sandbuben.

Die reizenden Umgebungen Berlins bieten den erwachsenen Straßenjungen einen Nahrungszweig, der, obgleich nicht sehr viel Früchte tragend, doch zu Kümmel und Brod genügend abwirft. Früh Morgens sehen sich je Zwei und Zwei dieser ohne Gewerbeschein handelnden Jünglinge in ihren kleinen Bretterwagen, legen Spaten und Molle neben sich, und fahren hinaus vor das Thor, um von dem für sie so sehr besorgten Boden ihre Waare zu entnehmen und aufzuladen. Die Sandsuhrpferde sind der Superlativ der Charlottenburger, d. h. ihre Rippen stehen noch weiter hervor, sie ächzen und stöhnen, ziehen aber geduldig den belasteten Wagen, auf den sich noch ihre Herrscher setzen, nach der Stadt zurück. In der Stadt selbst halten die Sandkutscher vor jedem Hause still, der Eine bleibt auf dem Sande sitzen, der Andere aber nimmt die gefüllte Molle auf die Schulter und bietet schreiend den Inhalt feil. „Kooft Sand, Sand! Madammen, heute keenen Sand?“ — „Nein!“ — „Na denn man immer jüh!“ Mit diesen Stereotypen wandeln sie von einem Hause zum andern, bis der Waaren-Vorrath sein Ende erreicht hat, und das eingenommene Geld in den Taschen klimpert.

Sie sind nicht gar so roh wie die Charlotten-

burger, aber auch nicht zart, und wer sich ein ziemlich vollständiges Register aller Schimpfnamen und gemeinen Redensarten anlegen will, dürfte einen Tag mit ihnen herumfahren und lauschen. Da geschehen Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt! Auf ihr Inneres halten sie nichts und auf ihr Aeußeres gar nichts; sie sind innen und außen Lumpen.

Sie singen:

Hier, Frise, is de Molle!
Doch mach' se nich zu volle;
Streich' ab noch mit de Hand —
„Kooft Keener keenen Sand?“

Schon bei den frühesten Schimmer
Fah' ick zum Kreuzberch immer,
Da ist de Waare schön,
Der Vorrath ooch nich kleen.

Hab' ick den Sand in'n Wagen,
So dhu ick sachte fahren
Mit Hansen nach de Stadt,
Wo man de Froschens hat.

Un hab' ick Ries bekommen,
Wird Gener mal jenommen;
Rasch in de Tabajie:
„Na denn man immer jüh!“